

# PHÄNOMENOLOGIE UND OFFENBARUNG BEI JEAN-LUC MARION

JOSEF WOHLMUTH

---

## ABSTRACT

### Phenomenology and Revelation According to Jean-Luc Marion

The article explores the relationship between phenomenon and revelation, primarily on the basis of *Being Given: Toward a Phenomenology of Givenness* by Jean-Luc Marion. The focus is on Marion's notion of givenness (inspired by Edmund Husserl), on which he bases his new type of phenomenology of givenness. In a critical discussion with Kant, it is shown that the so-called saturated phenomenon is neither constituted as an object nor can it be related back to an ego. The saturated phenomena show themselves of their own motion, they give themselves in their own non-reducibility. They can only be witnessed by the ego. Four types of such saturated phenomena are presented: event, idol, corporeity and icon. The highest degree of phenomenality is achieved in the phenomenon of revelation. Marion presents Jesus Christ as an example of a possible revelation. The manifestation of Jesus Christ stands for a phenomenon of revelation that unites all forms of saturation in itself, namely in the mode of paradox. The revelation in Jesus Christ is thus presented as a paradigm of a phenomenological revelation.

### Keywords

Phenomenology; Revelation; Givenness; Saturated Phenomena; Jean-Luc Marion

DOI: 10.14712/23363398.2024.4

Vom Wortgebrauch her haben Theologie und Phänomenologie gemeinsam, dass sie sich um etwas bemühen, das wahrzunehmen ist, sei es ‚Gott selbst‘ (theós) oder dessen Erscheinung oder dessen Aufleuchten (Epiphanie, Offenbarung). Jean-Luc Marion hat als Philosoph, der auch mit der Theologie höchst vertraut ist, eine neue Gestalt der Phänomenologie vorgelegt, die zeigt, wie Edmund Husserl

in Frankreich rezipiert wurde und von dort aus in die Phänomenologie nach Deutschland zurückkehrte. Dabei rückte ein zentraler Grundbegriff der Phänomenologie Husserls ins Zentrum der Aufmerksamkeit zurück. Es ist im Deutschen das Lexem ‚Gegebenheit‘ und im Französischen *donation*. Von Gottes Offenbarung zu sprechen setzt voraus, dass er sich selbst unverwechselbar in der Welt der Menschen offenbart. Jean-Luc Marion fragt sich in seinem Werk *Étant donné* (Paris 1997), das nun auch in deutscher Übersetzung mit dem Titel *Gegeben sei* (Freiburg – München 2013) vorliegt (= GS),<sup>1</sup> ob es sich in seiner Übernahme des Husserl’schen Terminus „Gegebenheit“ mit *donation* nicht um ein doppeldeutiges Spiel drehe. In der Widerlegung solcher Einwände hält Marion fest, dass er die sprachliche Doppeldeutigkeit von ‚Gegebenheit‘ bei Husserl keineswegs missverstanden habe. Vielmehr gehe es um einen Begriff, der ein bedrängendes Problem, dem man sich stellen müsse, signalisiert (GS § 6, 118f.). Die Doppeldeutigkeit hängt tatsächlich schon mit dem deutschen Wort ‚Gegebenheit‘ zusammen, das in der französischen Übersetzung das Verständnis erschwert, weil der Begriff im Französischen eine doppelte Verwendung hat: Mit *donation* kann einerseits ein Akt gemeint sein (das Geben), andererseits ein Worumwillen (die Gabe), vielleicht auch noch ein Akteur (der Geber) und schließlich „die Weise, wie sich das Gegebene erfüllt (der Charakter des Gegebenen)“, gemeint sein (GS, 119). Marion betont, dass diese möglichen Lesarten als Ausdruck einer verstrickten Vielfältigkeit entziffert werden müssen. Aber zunächst sei von der Doppeldeutigkeit des Gegebenheitsbegriffs schon bei Husserl auszugehen.

Auf den ersten Blick handelt es sich bei ‚Gegebenheit‘ zunächst ganz neutral um ein *datum*, d.h. etwas Gegebenes, das im Sinn von ‚gegebener Gabe‘ verstanden werden kann. Zum besseren Verständnis der Mehrdeutigkeit des Lexems *donation* geht Marion bei einem Gespräch in Paris mit Bonner Studierenden vom Beispiel einer Mathematik- oder Physikaufgabe aus, die den Prüflingen zur Lösung vorgelegt wird. In Form einer Aufgabe stellt sich also ein Sachproblem. Wer die Aufgabe stellt, muss ihre Lösung schon für möglich erachtet haben. An einen Prüfungskandidaten tritt die Aufgabe jedoch so heran, als sei er der

---

<sup>1</sup> Jean-Luc Marion, *Gegeben sei. Entwurf einer Phänomenologie der Gegebenheit*, aus dem Französischen übersetzt von Thomas Alberi (Freiburg, München: Verlag Karl Alber, 2015).

Erste, der diese Aufgabe zu lösen hat. Mit entsprechenden Angaben, die von der ‚Gegebenheit‘ der Aufgabe herrühren, setzt die Aufgabe die Gegebenheit in Bewegung. „Angabe und Gegebenheit sind zwar nicht miteinander identisch, doch kann eine Angabe ohne Gegebenheit nicht gedacht werden“ (GS, 122f.).<sup>2</sup> Die ‚Gegebenheit‘ steht in diesem Fall nur für das Ankommen der Aufgabe. Daraus ergibt sich dann aber eine grundlegende „Zwiefalt“ (*le plit de la donation*). Das bedeutet: „In Gegebenheit drückt sich ihr Ankommen aus, das untrennbar mit zu ihrer Selbstimmanenz gehört“ (GS, 123). Mit dem „Anbruchscharakter“ hängt aber der ‚Angabecharakter‘ zusammen, ja es gilt sogar: „Gegebenheit entfaltet lediglich den Angabecharakter als solchen“ (GS, 123). Nur so kann die Lösung einer Aufgabe herbeigeführt werden. „Gegebenheit ist nämlich der Definition des Gegebenen *als* Gegebenem eigen“ (GS, 124). Somit ist das Gegebene mit der Gegebenheit „gelenkhaft verbunden“ und bewahrt seine Immanenz. Gegebenes, Angaben und Daten (*data*) haben als solche Ereignischarakter. „Jedes Gegebene manifestiert Gegebenheit, weil es deren Ereignisgeschehen ausfaltet“ (GS, 124). Es ist das Gegebene selbst, das die Zwiefalt der Gegebenheit in sich trägt. Letztlich gehe es sogar um die Frage, „ob ein Denken von Phänomenen im Ausgang von Gegebenheit möglich und notwendig“ (GS, 125) ist, d.h. „ob ein Denken ohne jene [Gegebenheit] überhaupt möglich sei“ (GS, 125).

Hier nun überprüft Marion erneut die Übersetzung des von Edmund Husserl verwendeten Begriffs ‚Gegebenheit‘. Marion schreibt: „Dort, wo Gegebenheit<sup>3</sup> als Gegebenes (als Erscheinen) und Gegebenheit als Aufbruch dessen, was sich gibt, zusammenfallen, handelt es sich um die *Zwiefalt* von Gegebenheit“ (GS, 130). Damit kommt Husserls ursprüngliche Definition des Phänomens zur Geltung, die lautet: „Das Wort Phänomen ist doppelsinnig vermöge der wesentlichen Korrelation zwischen *Erscheinen* und *Erscheinendem*‘, jene Korrelation, die den

<sup>2</sup> Vgl. Jean-Luc Marion und Josef Wohlmuth, *Ruf und Gabe. Zum Verhältnis von Phänomenologie und Theologie* (Bonn: Borengässer, 2000), 29.

<sup>3</sup> Marion musste sich die Frage gefallen lassen, ob die Verwendung eines einzigen Wortes (*donation*) ausreicht, um eine Zwiefalt von Bedeutung zu garantieren, wenn das Resultat von gebender Gegebenheit vom Prozess des Gebens zu unterscheiden ist (vgl. Marion, *Gegeben sei*, 125–130). Marions Antwort auf den Einwand hält fest, dass unter der Überschrift „Phänomene geben sich“ (Marion, *Gegeben sei*, 130) bereits vorweggenommen sei, was im folgenden Zweiten Buch mit dem zentralen Begriff ‚Gabe‘ noch im Einzelnen gezeigt wird (Marion, *Gegeben sei*, 135–212).

Blick eröffnet auf ‚zwei absolute Gegebenheiten [...], die Gegebenheit des Erscheinens und die Gegebenheit des Gegenstandes‘ (Husserl, Zit. GS, 130).

Patrick Ebert bekräftigt in seinem bedeutenden Werk, *Offenbarung und Entzug*, die Theologie werde ‚gerade nicht von der Phänomenologie bestimmt [...], sondern im Ausgang vom Offenbarungsereignis [...] wird über die Werkzeuge der Phänomenologie der Gegebenheit Offenbarung derart in den Blick genommen, dass eine neue Gestalt der Phänomenologie aus theologischen Gründen in den Blick kommt.‘<sup>4</sup> Marion zufolge sind Phänomene nicht bloßer Schein von anderem, sondern sie erscheinen als solche. Erscheinen muss sich somit durch sich [selbst] der Herrschaft apriorischer Erkenntnisbedingungen entwinden und erreichen, dass Erscheinendes leibhaft, nicht sein ‚Double‘ oder Repräsentant, aufbricht und sich den Zugang zum Schauspiel von Welt erkämpft. Vom Standpunkt des Erkennenden aus wird dieser Vorstoß Intentionalität genannt. Vom Standpunkt der Sache selbst erhält er die Überschrift der Gegebenheit. [...] Sie [Phänomene] kommen [in der Welt] insoweit an, als sie sich geben (GS, 131).

Um die theologische Tragweite der Phänomenologie bei Jean-Luc Marion zu ermessen, werfe ich einen Blick auf die beiden §§ 21 und 22 (GS, 341–358). Schon bei Emmanuel Levinas stand die Frage an, ob sich die Phänomenologie überhaupt auf die theologische Offenbarungslehre beziehen darf, ohne dem Verdacht der Theologisierung der Phänomenologie zu unterliegen. Doch auch umgekehrt steht zur Debatte, ob die Theologie ihrerseits versuchen könnte, die Phänomenologie theologisch zu unterwandern. Der Bezug auf Kants Verstandeskategorien kann hier für größere Klarheit sorgen. Die Schwierigkeiten, die sich dabei ergeben, könnten sehr schnell dazu führen, die Verstandeskategorien auszublenden und gleich auf die Phänomenologie der Urteilskraft einzugehen. Marion aber stellt sich mit Bedacht zuerst den Verstandeskategorien.

---

<sup>4</sup> Patrick Ebert, *Offenbarung und Entzug. Eine theologische Untersuchung zur Transzendenz aus phänomenologischer Perspektive* (Tübingen: Mohr Siebeck, 2020), 311f.

## 1. Phänomenologische Kritik der Verstandeskategorien Immanuel Kants

Diese betreffen folgende Aspekte: Quantität, Qualität, Relation und insbesondere die in § 22 behandelte Modalität. Marion prüft dabei, ob sie überhaupt ein Gespräch mit der Theologie zulassen. Und geht davon aus, dass in den Verstandeskategorien das transzendente Ich einzig und allein für die Konstituierung eines Gegenstandes zuständig ist. Bei der Klärung der ‚gesättigten Phänomene‘ geht es hingegen darum zu klären, ob nicht sogar Kant selbst verlangt, dass den Begriffen die Anschauung vorausgeht. Wenn dies zutrifft, so folgt bei Marion daraus das Programm: „Wir gehen den Verstandeskategorien also nach und kehren sie zugleich um“ (GS, 341). Die Umkehrung wird an den einzelnen Verstandeskategorien aufgezeigt.

Der *Quantität* nach (GS, 341–345) bestehen Phänomene nicht aus synthetisch zustande kommenden Einheiten, sondern sie bilden eine „prompte Synthesis“. Ein Beweis dafür ist das Staunen. Descartes zufolge gebe es eine Leidenschaft, die uns überfällt, ehe wir ein Ding erkennen oder Einzelheiten von ihm aufgezählt haben (vgl. GS, 342). Als weiteres Beispiel führt Marion die kubistische Malerei auf. Das Kunstwerk platzt gewissermaßen in seiner Sichtbarkeit auf.<sup>5</sup>

Der *Qualität* nach (GS, 345–351) geht es Kant um Phänomene „intensiver Größen“. „Sättigt Anschauung nämlich ein Phänomen, dann erreicht dies eine ‚intensive Größe‘, die jedes Maßes, jedes gemeinen Maßes entbehrt [...]“ (GS, 346). Solche Größe von *Anschauung* kann so intensiv sein, dass sie als gesättigtes Phänomen „vom Blick nicht ausgehalten werden [kann]“ (GS, 346f.). In diesem Fall „widerfährt ihm eine Blendung“ (GS, 347). Ein anderes Beispiel ist das Gewicht oder die Schwere. Dafür steht der hebr. Begriff *kabod*, der über alles Wiegen hinaus den Glanz oder die Herrlichkeit des Sichtbaren und auch des unsichtbaren Gottes meint (vgl. 347). Schließlich ist es die Liebe, wozu Marion schreibt: „Wer sich jemals von Liebe ergriffen erfahren hat, der verdankt dies zumeist nur einem unmerklichen Blick, den nur

<sup>5</sup> Nach intensiverem Studium des vorliegenden Werkes Marions und einer Reihe von Gesprächen mit ihm bin ich zu der Einsicht gekommen, dass Marions phänomenologische Analysen über ‚gesättigte Phänomene‘ und die Paradoxie der ‚Offenbarung‘ Fragen aufwerfen, die weit über das hinausgehen, was in den phänomenologischen Versuchen etwa der Neuinterpretation der Realpräsenz vorliegt.

er – und niemand anders – gesehen hat. Und derjenige, den niemand sehen kann, ohne zu sterben, macht zuerst durch seine Heiligkeit blind, selbst wenn sich sein Kommen in einem einfachen Windhauch ankündigt“ (GS, 347). Hier denkt Marion offensichtlich an die Gottesbegegnung des Elias am Horeb. Dann stellt Marion ein Paradigma aus der Kunst vor. Es sei nämlich der Maler, der mit dem Licht so umgehen kann, dass größte Kontraste an Farbe aufeinandertreffen, wie Marion an Claude Lorrains Gemälden darlegt (348). „Endlichkeit wird nicht so sehr dadurch erfahren und aufgewiesen, dass vor unserem Blick dürftig Gegebenes steht, sondern in erster Linie deshalb, weil dieser Blick zuweilen die Reichweite von Gegebenem nicht mehr ermessen kann. [...] Endlichkeit lässt sich besser vor dem Hintergrund gesättigter als vor dem dürftiger Phänomenen aufdecken“ (GS, 350f.). Die Aspekte ‚Herrlichkeit‘, ‚Liebe‘ und ‚Heiligkeit‘ der Gottbegegnung sowie der Verweis auf ein Gemälde geben schon einen Wink auf die gesättigten Phänomene und ihre theologische Bedeutung.

Der *Relation* nach (351–354) gilt: „Erfahrung ist nur durch die Vorstellung einer notwendigen Verknüpfung der Wahrnehmung möglich“ (Kant, Zit. GS, 351). Diese Verknüpfung muss innerhalb der Zeit und zugleich über Begriffe hervorgebracht werden. Da die Zeit als solche nicht wahrnehmbar ist, wird die Verknüpfung der Begriffe nur a priori durch das Ich gewährleistet. In der ursprünglichen Erfahrung soll – Kant zufolge – alles Mannigfaltige „seinen Zeitverhältnissen nach, vereinigt werden“ (Kant, Zit. GS, 351). Insofern müsste ein vorgegebenes Koordinatensystem vorentscheiden, wann ein Phänomen erscheinen kann. Im Gegensatz zu Kants transzendentelem Ansatz gelten – Marion zufolge – Phänomene als reine Ereignisse (vgl. §§ 16 und 17), weil es um „absolute, einzigartige, herantretende Phänomene“ geht. Wie aber kann der Ausarbeitungsvorgang, „über den die zeitliche und begriffliche Notwendigkeit und also die Erfahrungseinheit gewährleistet werden soll“ (GS, 352), aussehen?<sup>6</sup> Marion zufolge müssen alle Formen apriorischer Erfahrungsbedingungen, die sich mit Anspruch auferlegen, überwunden werden. „In diesem Sinne sprechen wir von einem absoluten Phänomen, ist es doch von jeder Analogie mit irgendeinem Erfahrungsgegenstand losgebunden“ (GS, 354).<sup>7</sup>

---

<sup>6</sup> Auf die dezidierte Analyse, die Marion bei Kant vorlegt, muss hier verzichtet werden. Ich halte nur Marions Ergebnis fest.

<sup>7</sup> Vgl. weiterführend Thomas Alferi, „Von der Offenbarungsfrage zu Marions Phänomenologie der Gebung,“ in *Von der Ursprünglichkeit der Gabe* (Freiburg, München:

Im Blick auf die *Relation* (354–358) wird Kants Voraussetzung besonders fragwürdig, weil sie lautet, die „Einheit von Erfahrung soll sich vor dem Hintergrund der Zeit entfalten“ (GS, 354). Es gilt für Kant nämlich der Satz: „Alle Erscheinungen sind in der Zeit“ (Kant, Zit. GS 354). Marion interpretiert diese Maxime folgendermaßen:

Damit richtet Kant nicht nur die Zeit als Letzthorizont der Phänomene ein, sondern vor allem auch einen Horizont überhaupt, der das Erscheinen dieser Phänomene (die er empfängt und zugleich einschränkt) bedingt. Dies bedeutet: Noch bevor die Phänomene in die Sichtbarkeit vorstoßen, werden sie bereits von einem Horizont erwartet. (GS, 354)

*Analogelose* Phänomene (354–358) im letzten Abschnitt des § 21 betrifft detailliert die Bedeutung des Zeit- und Horizontproblems. Es bleibt immer noch die Frage nach der „Identität dieses Horizontes (Zeit, Sein, das *Ereignis*, ja das ethische Verhältnis oder das Gute usw.). Doch dabei darf eine andere, einfachere und radikalere Frage nicht überdeckt werden: Könnten bestimmte Phänomene nicht ihren Horizont überschreiten?“ (GS, 354f.). Dieser Frage geht Marion nach. In drei Szenen zeigt er, wie sich *Anschauung* in den Grenzen des Horizonts verhält. Das erste Beispiel betrifft eine Anschauung, die den begrifflich vorgegebenen Rahmen überflutet. Das zweite Beispiel behandelt ein von *Anschauung* gesättigtes Phänomen, das die Grenzen seines Begriffs erreicht, dann aber jede Horizontbegrenzung überschreitet. Der dritte Fall, der selten, aber unvermeidlich ist, betrifft die beiden folgenden §§ 23 und 24, die bereits das Offenbarungsphänomen berühren. Es erscheint als „ein Phänomen [...], das in einem solchen Maß gesättigt wäre, dass die Welt (in allen Bedeutungen des Wortes) es nicht akzeptieren könnte. Es kam zu den Seinen, aber die Seinen haben es nicht erkannt“ (GS, 357f.) (vgl. Joh 1,10). Marion folgert im Übergang zu den gesättigten Phänomenen:

So geben sich gesättigte Phänomene, wenn sie sich absolut geben, auch als Absolute, sie geben sich als von jeder bereits gesehenen, gegenständlich gemachten, verstandenen Erfahrung Befreite. Sie befreien sich davon,

---

Verlag Karl Alber, 2007), 210–233, hier bes. 224–227. Vgl. ebd. auch Marions Aufsätze, bes. seinen Beitrag: „Die Phänomenalität des Sakraments. Wesen und Gegebenheit,“ 78–95.

insofern sie von keinem Horizont abhängen. In all diesen Fällen hängen sie von dieser schlechthinnigen Möglichkeitsbedingung, von einem Horizont – welcher auch immer es sein mag – nicht ab. Wir nennen sie daher unbedingte Phänomene. (GS, 358)

Kant mache die Zeit zum Letzthorizont der Phänomene und vor allem auch zum Horizont überhaupt. Marion zeigt z. B., dass eine Anschauung durch Blendung noch innerhalb eines Horizontes vollziehbar ist (vgl. GS, 355). Auch Platons Welt der Wahrheit als Glanz des Unsichtbaren gehört dazu (357). Auch sie bewegt sich innerhalb eines Horizontes. In *Gegeben sei* (§ 20) schreibt Marion schon: „Phänomene werden von der Anschauung gegeben, doch diese Anschauung bleibt – entweder als sinnliche (Kant) oder als zumeist mangelhafte oder ideale (Husserl) – eine endliche“ (GS, 335). Den anschauungsarmen Phänomenen (§ 20), das mit dem Schlussabschnitt in ‚Überschuss‘ bereits zu den Phänomenen der Anschauungsfülle überleitet, stellt sich die Frage, ob es nicht auch Phänomene gibt, „bei denen die Anschauung *mehr, ja unermesslich mehr* geben würde als das, was die Intention jemals angezielt oder vorhergesehen hätte“ (GS, 336). Immanuel Kant, den Marion einen „Denker des Anschauungsmangels“ (GS, 337) nennt, habe aber bereits geahnt, dass es so etwas wie ‚gesättigte Phänomene‘ gibt, welche die Anschauung bis ins Unendliche übersteigen. Wenn es diese aber gibt, dann wird ihre theologische Bedeutung auf der Hand liegen.

Von Kants Verstandeskategorien fehlt jetzt noch die letzte Kategorie, die Marion unter dem Titel „Das *Ich*-Problem“ (GS, 359) behandelt. „Der Modalität nach beobachtbar“ (GS, 359–363): Marion zufolge führt das „kantische Verständnis der Modalitätskategorien [...] zuletzt zu einer Entfremdung der Phänomene von sich selbst. Weit davon entfernt, *sich* zu geben, lassen sie sich zeigen, werden sie sichtbar gemacht und vorgeführt. Kurz: Sie lassen sich als Gegenstand [...] konstituieren [...]“ (GS, 360). Marion richtet deshalb an Kant die Frage, ob es sich hier überhaupt noch um ‚gesättigte Phänomene‘ handelt (vgl. GS, 361). Denn von gesättigten Phänomenen gilt, dass sie als nicht zu vergegenständlichende Phänomene zu bestimmen sind, ohne dass dies eine Flucht ins Irrationale bedeuten würde. Weiter fragt Marion, wie zu verstehen sei, „dass *sich* etwas zu sehen gibt, ohne sich beobachten zu lassen“ (GS, 362). Damit kommt Marion in der nicht ganz einfachen Kantinterpretation auf die Unterscheidung zwischen ‚sehen‘ (lat. *videre*)



und ‚beobachten‘ (lat. *intueri*) zu sprechen, auf die ich hier nicht näher eingehe. Beide seien aufeinander angewiesen. ‚Beobachten‘ meint, was „im Auge behalten“ wird und zur Überwachung tendiert. ‚Phänomene beobachten‘ ist jedoch nicht gleichzusetzen mit ‚Phänomene sehen‘.

*Gegenerfahrung* (GS, 362–365): Phänomene müssen schlechthin erscheinen. Gegenerfahrung (oder Widerfahrnis) bedeutet nicht Nicht-Erfahrung. Vielmehr geht es um die Erfahrung eines Phänomens, das nicht beobachtet werden kann. Steht aber das Ich einem gesättigten Phänomen gegenüber, so kann es dies nicht nicht-sehen. Was aber sieht ein Auge ohne Beobachterblick? Marions Antwort lautet eindeutig:

Es sieht die Überfülle gegebener Anschauung. Oder besser noch: Es sieht diese gerade nicht klar und deutlich als solche, verunmöglicht der Überschuss doch ihre Beobachtung und erschwert er ihre Beherrschung. Dennoch lässt sich das im Phänomen Anschauliche durchaus sehen – dies aber wie durch eine zu kurze Linse, zu enge Blende, einen zu ihrem Empfang zu knappen Bildrahmen oder besser: einen Bildrahmen, der es nicht als solches empfangen kann. (GS, 364)

Das Auge sieht nicht, besonders sieht es keinen Gegenstand. Vielmehr empfindet das Auge sein Unvermögen, das Unmaß dessen, was es sieht und was sich als Verblendung der Endlichkeit erweist, zu beherrschen. Es geht eben um keinen beherrschbaren Gegenstand. Jean-Luc Marion führt – fast überraschend – als Beispiel das Musikhören an. Die Ouvertüre – z. B. der Jupitersinfonie von Mozart – erreicht den/die Hörenden in einer Weise, dass diese mit ihrer Klangfülle bereits mit dem noch nicht gehörten Ganzen dieses Werkes konfrontiert werden. „Die Musik stellt die Bewegung selbst dar, wie sie herantritt, wie sie auf mich [...] wirkt, kurz, wie sie ohne sachlichen Inhalt aufbricht“ (GS, 365). Dies gilt, auch wenn die Erinnerung an ein früheres Hören dieser Musik nachwirkt. Marion folgert deshalb daraus: „Wir werden diese phänomenologische Extremfigur, bei der das Herantreten das Herangetretene überbietet, eine *Paradoxie* nennen“ (GS, 365).

Die *Paradoxie und der Zeuge* (GS, 365–369): Bisher wurde eine Skizze des gesättigten Phänomens bis zu dem Punkt verfolgt, an dem sich das Ich-Problem stellt. Marion geht davon aus, dass sich die gesättigten Phänomene weder auf begrenzte Horizonte noch auf ein konstituiertes Ich zurückführen lassen. Das Ich „wird der Synthesis

gegenüber passiv“ (GS, 366) und „verliert seine Vorgängigkeit als *Ich-pol*“ (GS, 366). Es kommt zu einem „Sich-Geben“, das durch das Ich nur noch bezeugt, nicht aber konstituiert werden kann. Dadurch geht in zeitlicher Perspektive der Anruf in jeder Hinsicht dem Ich ereignishaft voraus, kommt ihm gewissermaßen schon zuvor. Saturierte Phänomene lassen sich nicht beobachten, darin erweist sich ihre Nicht-Reduzierbarkeit. Solche Phänomene ohne Horizontbegrenzung und ohne Reduktion auf das Ich widersprechen dem „Prinzip aller Prinzipien“ (Husserls und auch schon Kants), denn es gilt: „Allein gesättigte Phänomene erscheinen wahrhaft als sie selbst, von selbst und von sich selbst her, weil nur sie ohne Begrenzung durch einen Horizont oder ohne sich auf ein *Ich* zu reduzieren erscheinen, und weil nur sie sich selbst konstituieren, insofern als sie *sich* als ein *Sich* geben“ (GS, 368f.).

Gesättigte Phänomene im Sinn der Paradoxien, die von sich selbst ausgehen, müssen sich keinerlei Stimmung unterwerfen. Wie Marion Kant über Kant hinausführt, verfolge ich hier nicht im Einzelnen. Ich halte nur fest: Eine solche rein aus „sich selbst ausgehende Erscheinung, deren Möglichkeit sich absolut keiner vorangehenden Bestimmung unterwirft“ (GS, 369), nennt Jean-Luc Marion „*Selbstmanifestation*“ (GS, 369; kurs. J. W.). Dies ist für die Frage nach der Offenbarung erneut ein sehr wichtiges Ergebnis.<sup>8</sup>

## **2. Bedeutung der Vernunftideen für die gesättigten Phänomene – drei Beispiele der Philosophiegeschichte (GS, 369–373)**

Es ist für das Verständnis der gesättigten Phänomene hilfreich, sich den folgenden Analysen zuzuwenden (GS, 369–373), weil sie gerade auch für die Theologie der Offenbarung höchst aufschlussreich sind. Hier wird nämlich deutlich, wie nah die Philosophie an das Problem des Unendlichen heranrückt und zeigt, dass die Frage nach Gott und Offenbarung davon zutiefst betroffen ist.

*René Descartes* reduziert Phänomene zwar auf Ideen, denkt aber die ‚Idee des Unendlichen‘ als ein gesättigtes Phänomen; denn zu dieser Idee kommt man nicht durch quantifizierendes Summieren oder

---

<sup>8</sup> Vgl. zu Marions Kantinterpretation: Claudia Serban, „Jean-Luc Marion als Leser Kants,“ in *Jean-Luc Marion: Studien zum Werk* (Dresden: Verlag Text & Dialog, 2013), 199–215. Vgl. zu den philosophischen Weichenstellungen bei Marion: Ebert, *Offenbarung und Entzug*, 262–314. Kant spielt dabei allerdings keine herausragende Rolle.

Synthetisieren (von Quantitäten), sondern *tota simul*. Der Beobachterblick (*intueri*) wird zur Bewunderungshaltung (*admirari*). Bezüglich der Qualität geht Descartes bei der Idee des Unendlichen nie von einer Nullstufe oder einer endlichen Stufe aus, sondern immer von einem Maximum (*maxime clara et distincta*). Der Relation nach steht die Idee des Unendlichen zu keiner anderen Idee in einem analogen, d.h. vergleichbaren Verhältnis (*nihil univoce*), weil sie jeden Horizont übersteigt. Die Idee des Unendlichen ist unfasslich und lässt sich vom Denken nur berühren (*attinam quomodolibet cogitatione*). Schließlich lässt sie sich der Modalität nach „auf kein konstituierendes *Ich* zurückführen“ (GS, 370). (Selbst bei Kant lässt sich das Erhabene in unserer Urteilskraft nicht auf das *Ich* reduzieren.)

Zu *Immanuel Kant* wurde oben schon angedeutet, dass bei ihm die ästhetische Idee eine „inexponible Vorstellung der Einbildungskraft“ sei (§ 57). Dies bedeutet Marion zufolge, „dass die überreiche Anschauung nicht mehr durch irgendwelche apriorischen Regeln exponiert werden kann, sondern dass sie diese überflutet“ (GS, 339). Bekanntlich handelt es sich bei Kant um „das Spiel des Erhabenen“ (GS, 339). Die ästhetische Idee betrifft also nicht nur die Schönheit als *splendor veri*, sondern überspielt diesen Glanz noch, sei es, dass die Wahrheit als schöner Schein entlarvt wird, sei es, dass die ästhetische Idee den Zugang zur wahren Unendlichkeit eröffnet, ohne diesen begrifflich noch fassen zu können. Damit stößt Kant auf eine Dimension, die für die Umschreibung der Sinnlichkeit von großer Bedeutung ist; Marion nennt sie ‚gesättigte Phänomene‘. In § 21 wird das „gesättigte Phänomen“ zugleich mit dem „Horizontproblem“ behandelt, wofür letzteres für die Phänomenologie besonders wichtig erscheint (GS, 354–358).

Bei Marion ist das Erhabene bei Kant zwar im Sinn eines gesättigten Phänomens zu verstehen, doch es gehört nicht in den Bereich rationaler Theologie wie bei Descartes, sondern in „den Vollzug endlicher Vermögen“ (GS, 370). Der Quantität nach ist das Erhabene weder Form noch Ordnung; es ist groß ohne Vergleichung. Der Qualität nach ist das Erhabene bei Kant eine „negative Lust“ (GS, 370) und läuft als solche „dem Geschmack zuwider und ruft ein ‚Gefühl der Unangemessenheit‘, der Ungeheuerlichkeit hervor“ (GS, 370). Der Relation nach entzieht sich das Erhabene „ganz eindeutig jedem Analogieverhältnis und jedem Horizont“ (GS, 370f.). Das Erhabene repräsentiert das ‚Unbegrenzte‘ selbst. Der Modalität nach deckt sich das Erhabene nicht mit unserem Erkenntnisvermögen, „sondern mag ‚der Form nach

[...] *zweckwidrig* für unsere Urteilskraft [...] *erscheinen*“ (GS, 371). Es sind also die Phänomene, „die das *Ich* voller ‚Achtung‘ ‚beobachtet“ (GS, 371).<sup>9</sup>

*Edmund Husserl* ist es schließlich, bei dem das innere Zeitbewusstsein sich als gesättigtes Phänomen ausweist, das nicht mehr Kants Verständnis eines unveränderbaren Zeithorizonts folgt. Der Quantität nach manifestiert sich die Zeit als unanvisierbar und somit als unvorhersehbar. Der Fluss der Zeit verbietet es, von einer Homogenität der Zeitabschnitte auszugehen. „Jeder Teilabschnitt besteht hier ja nur aus der ‚Kontinuität steter Wandlungen‘ [Zit. Husserl] jedes Augenblickes und gleitet – sich unablässig verwandelnd – von der Zukunft in die Gegenwart und von der Gegenwart in die Vergangenheit“ (GS, 371). Der Qualität nach erweist sich die Zeit als unerträglich, da sie keine Stufengrade kennt. Der Fluss der Zeit kennt keinen Null- und Erstpunkt (vgl. 371f.). Der für die Zeitlichkeit verantwortliche Fluss, der selbst keine Dauer hat, erlaubt keine Quantitätsstufen. „Der Relation nach gilt: Die Zeit bleibt ein Absolutes“ (GS, 372). Anders als bei Kant zeigt sich die Zeit bei Husserl in sich und durch sich und zwar absolut, d.h. „ohne dass Relationen zu oder zwischen Gegenständen bestünden“ (GS, 372). Was schließlich die Modalität betrifft, lässt sich die Zeit nicht beobachten. Zeit von sich selbst her ist ‚das absolut Unmodifizierte‘. Zeit wird nicht erzeugt, sondern ist selbst Urzeugung. Daraus folgt bei Marion – schon in § 22 – für Husserl:

Die Zeit lässt sich nicht beobachten. In ihrer Eigenschaft als ‚Urimpression‘ erlegt sich Zeit nämlich von sich selbst her als ‚das absolut Unmodifizierte‘ [Husserl] auf, das, ... nicht erzeugt‘ [Husserl] wird, sondern selbst ‚Urzeugung‘ ist. Die Urimpression bestimmt ursprünglich das Bewusstsein, das nunmehr seinen Ursprungstatus verliert, um sich als ursprünglich Bestimmtes, Beeindrucktes, Konstituiertes, als unter transzendentaler Hinsicht zum Zeugen Bestelltes zu entdecken. (GS, 372f.)

---

<sup>9</sup> Die ästhetische Idee betrifft bei Kant nicht nur die Schönheit als *splendor veri*. Vielmehr überspielt er diesen Glanz noch dadurch, dass die Wahrheit als schöner Schein entlarvt wird und die ästhetische Idee auf diese Weise den Zugang zur wahren Unendlichkeit eröffnet, ohne diesen begrifflich noch fassen zu können. Letztlich handelt es sich hier um die Dimension des Erhabenen. Vgl. R. Hoeps, *Das Gefühl des Erhabenen und die Herrlichkeit Gottes. Studien zur Beziehung von philosophischer und theologischer Ästhetik* (Würzburg: Echter, 1989), (BDS 5).

Ich füge hier einen weiteren Aspekt an, der den mehrmals verwendeten Begriff der Urimpression betrifft und bei Marion in § 25 aufgegriffen wird. Diese wird von Marion im Kontext formaler Einwände gegen das empirische Mich (GS, 421–424) erklärt, wobei Marion zeigt, dass bei Husserl die Urimpression der lebendigen Zeit das Erste „und nicht [sc. wie bei Kant] die synthetische Einheit der Apperzeption“ (GS, 422) ist. Das ‚Ich denke‘ wird zu einem ‚Ich werde affiziert‘ in der Anschauung, „und zwar durch einen sich ständig erneuernden Augenblick, der aber ganz und gar ohne Vorläufer ist [...]“ (GS, 422). Die Urimpression gibt den Zugang zur Zeitlichkeit frei, die vorausgesetzt und nicht hervorgebracht wird. „Die Urimpression tritt nur ein, weil sie sich durchgehend und ohne etwas Objektivierbares gibt. Daher tritt sie auch nur in dem Maße in die Phänomenalität ein, wie ihre Gegebenheit als das alleinige Ursprungsereignis empfangen wird“ (GS, 423). An die Stelle des ‚Ich denke‘ tritt somit der zitierte Ausdruck: ‚*Ich werde affiziert*‘. Es geht hier

um eine [...] vollständige Umkehrung, die der ganzen Subjektivität durch die irreduzible Urimpression der Zeit auferlegt wird. Dieses besondere und absolut einzigartige Phänomen erlegt nicht nur dem transzendentalen *Ich* auf, sich definitiv dem empirischen ‚Mich‘ zu fügen, sondern auch dem empirischen ‚Mich‘, sich seinen Vorrang allein von der Rezeptivität für Gegebenheit her zusichern zu lassen, sich ihr also völlig zu unterwerfen. (GS, 423)

Im gesättigten Phänomen handelt es sich also – abschließend festgehalten – um keine seltsame Hypothese, sondern „um eine [...] wesentliche Gestalt von Phänomenalität“ (GS, 373). Marion zufolge – so heißt es im letzten Satz seiner Analysen, „kann nur ein gesättigtes Phänomen – durch sein exzessives Sich-Sichtbarmachen – die paradoxerweise unmäßigen Dimensionen möglicher [...] Gegebenheit zutage treten lassen“ (GS, 373).

### 3. Von den gesättigten zu den paradoxen Phänomenen (GS 365–391)

Im § 22 findet sich die Überschrift „Die Paradoxie und der Zeuge“ (GS, 365). In GS, 379–382 geht es Marion um den Hinweg von den gesättigten zu den paradoxen Phänomenen. Es sind jene Phänomene, die

sich dadurch auszeichnen, dass auch schon die intentionale Erwartung stets von der (sinnlichen) Anschauung überflutet wird. Der Terminus ‚*Paradoxie*‘ besagt, „dass Anschauung in ihr einen Überschuss entfaltet, den Begriffe nicht (ein)ordnen und Intentionen nicht voraussehen können“ (GS, 379). Solche Anschauungen gehen der Intention voraus, ja stürzen sie um, überschweben und dezentrieren sie. „Die Sichtbarkeit des Scheinenden bricht so in Gegenrichtung zur Intention hervor“ (GS, 379). Das griechische Wort *parádoxos* bedeutet „was der Meinung widerspricht, unerwartet, ungeheuerlich; wunderbar“ (WNT, Spalte 1221). Gemeint ist damit, was über die übliche Meinung, die bloße Erscheinung oder den bloßen Schein hinausgeht. Insofern rückt das Lexem ‚Paradox(ie)‘ sogar in die Nähe der Wahrheit oder wenigstens deren Anspruch. All diese Paradoxien „[lassen] sich nie innerhalb eines Horizontes oder über ein *Ich* als Gegenstände konstituieren [...]“ (GS, 382). Genau diese Art der gesättigten Phänomene spielen in den Aufsätzen Marions eine entscheidende Rolle. Bezüglich der Topik gegebener Phänomene unterscheidet Marion, ohne zu hierarchisieren, „vier Typen gesättigter Phänomene“ (GS, 382), die kurz vorgestellt werden sollen.

#### **(a) Ereignis (GS, 383–385)**

Die Phänomene solchen Typs treten zunächst als Geschichtsphänomene oder Ereignisse hervor und sättigen dabei die Kategorie der (mengenhaften) Quantität. Niemand hat eine bestimmte Schlacht wie Waterloo gesehen oder sie als solche gemacht. Eine Schlacht geschieht gleichsam wie von selbst. Versucht man sie historisch zu analysieren, tun sich viele Horizonte auf, unter denen sich ein historisches Phänomen erblicken lässt. Dabei wird die Erkenntnis von Geschichtsereignissen selbst geschichtlich. Die Vielzahl von Horizonten, welche die eine Schlacht bestimmen, lassen es nicht zu, dass der Historiker daraus „*einen* Gegenstand konstituiert“ (GS, 384), statt unzählige Verstehensversuche zu ermöglichen, die zur Erzählung und Erzählung von Erzählung usw. werden.

#### **(b) Idol (GS, 385–387)**

Solche Phänomene zeichnen sich aus durch ihre Unerträglichkeit, ja Blendung, und betreffen als solche die Kategorie der Qualität. Mit dem Ausdruck ‚Idol‘ kennzeichnet Marion den ersten und außer Zweifel stehenden „Anhaltspunkt von Sichtbarkeit, dessen Glanz die

Intentionalität erstmalig zum Stehen bringt“ (GS, 385). Paradigmatisch kann darunter etwa ein Gemälde fallen und somit ein ästhetisches Gebilde als Phänomen der Kunst. Dabei ist jetzt allerdings nicht das Kunstwerk als solches gemeint, sondern das, was man unter Kunstbetrachtung versteht. Da genügt ein einmaliges Sehen nicht. In jedem Fall übersteigt die Anschauung stets die zu ihrer Einholung vorgebrachten Begriffe. Das schauende Ich nimmt wahr, dass das Wesentliche der Sichtbarkeit verdeckt bleibt. Je mehr – sogar auch Fachleute – ein Gemälde analysieren, umso weniger wird dessen „Gegebenheit selbst zugänglich“ (GS, 386). Deshalb fragt sich, mit welcher Autorität das Kunstwerk den Beschauer vorlädt, sodass er „zu seinem Sehen antrete“ (GS, 386), gleichsam dazu gezwungen wird. Ein Gemälde öfter anzusehen bedeutet nicht, der vorausgehenden Anschauung eine weitere anzufügen, „sondern bedeutet, neugewonnene Begriffe bzw. Intentionen mit der unendlichen/unbegrenzten Anschauung zu konfrontieren [...]“ (GS, 386). Das Idol zwingt zu einer unablässigen Änderung des Blicks, sei es auch, um einer Blendung zu entgehen. Ein Gemälde, das den Betrachter einlädt, es anzuschauen, macht ihn dabei vor ihm zum Individuum. Idole bezeichnen den Ort, an dem ich stehe, wobei der Begriff die Anschauung stets verfehlt ist oder die Anschauung überhaupt fehlt.

### (c) Leib (GS, 387–389)

Die Phänomene des dritten Typs treten „unter dem absoluten Aspekt der Leiblichkeit ein, insofern diese sich der Kategorie der Relation entzieht“ (GS, 387). Leiblichkeit ist dabei zu verstehen als „Identität zwischen dem Berührenden und dem Feld, in dem dieses Berühren stattfindet (Aristoteles), also als Identität des Empfundenen mit dem Empfindenden (Husserl), sowie auch des Gesehenen mit dem Seh- oder des Gehörten mit dem Hörvermögen, kurz gesagt, des Affizierten mit dem Affizierenden (Henry)“ (GS, 387). Das Empfangen von ursprünglichen oder abgeleiteten Impressionen geht anderen Bewusstseinsereignissen voraus. Das erscheint möglich, „insofern das Bewusstsein sich in sich selbst radikal affizieren lässt (*Selbstaffektion*)“ (GS, 387f.; kurs. J. W.). Letzteres setzt voraus, dass es keine zuvor vorhandenen Affekte gibt, die von außen einwirken. Die Selbstaffektion muss sich bedingungslos vollziehen. Der Leib affiziert sich selbst, und zwar „im Sterben, Leiden, Schmerz“ (GS, 388) aber auch „in der Sehnsucht, Empfindung, im Orgasmus“ (GS, 388). Die Affekte affizieren sich

selbst ursprünglich und je zuerst, woher sie auch kommen mögen: „Freude oder Leid, Gewissheit von Liebe (auf den ersten Blick) oder lebendige Erinnerung (nach Proust), aber auch der sich als Angst vor dem Nichts äußernde Gewissensruf (nach Heidegger) oder jenes ‚Furcht und Zittern‘ (nach Kierkegaard), kurz, das *numen* im Allgemeinen [...]“ (GS, 388). Viele andere Affektionen „[unterstehen] dem Leib und seiner Selbstimmanenz“ (GS, 388). Zur Selbstaffektion gehört eine Unmittelbarkeit, die sich gegen jede Räumlichkeit verwehrt. Weiter „ruft die Leiblichkeit einen Solipsismus hervor [...]“ (GS, 388). Niemand kann für mich Freude oder Leid erfahren. „*Jemeinigkeit* betrifft nicht zuerst oder ausschließlich meine Möglichkeit als Möglichkeit der Unmöglichkeit (das Sterben [bei Heidegger]), sondern meine Leiblichkeit“ (GS, 389). Im Vergleich zu Geschichtsereignissen und Idolen „zeigt sich mir Leiblichkeit nur im Sich-Geben – und als dieses erste ‚Sich‘ gibt sie mich mir selbst“ (GS, 389). Man könnte diesen Aspekt des gesättigten Phänomens auch als Intensivform aller sinnlichen Ästhetik benennen. An diesem Punkt trifft sich die Ästhetik der Sinnlichkeit mit der Phänomenologie gesättigter Phänomene und Paradoxien.

#### **(d) Ikone (GS, 389–391)**

Marion macht selbst aufmerksam auf seine ausführlichere Studie in *Gott ohne Sein*.<sup>10</sup> Die Ikone als gesättigtes Phänomen betrifft die Unbeobachtbarkeit und Irreduzibilität auf den Ich-Bezug oder die Modalitätskategorien. Die Ikone bietet dem Blick keinerlei Schauspiel mehr an. Während im Idol Gott zum Bild des Menschen gemacht werden kann, an dem der menschliche Blick sich festmacht (und damit sich darin selbst sieht und nach seinem eigenen Bild Gottes Bild macht), ist die Ikone grundsätzlich das Bild des Unsichtbaren. Hier tritt der Beobachter „an die Stelle des Beobachteten“ (GS, 389) und so verkehrt sich das Phänomen „in eine Manifestation“ (GS, 389), die als Selbstmanifestation geschieht. Die Anamorphose<sup>11</sup> erhält ihre schlechthinnige Ausdrucksgestalt, wobei die Anschauung in diesem Fall völlig anders verläuft als beim Idol. Der wie ein Ereignis eintreffende Blick führt zu keiner Anschauung, die unmittelbar zu sehen wäre. Der Blick, den

---

<sup>10</sup> Vgl. franz., Jean-Luc Marion, *Dieu sans l'être* (Paris: Quadrige, 1991); vgl. dt., Jean-Luc Marion, *Gott ohne Sein* (Paderborn u.a.: Ferdinand Schöningh, 2014), 25–47.

<sup>11</sup> Vgl. Marion, *Gegeben sei*, 220–222. Anamorphose bedeutet ein fortschreitendes Sehen einer Erscheinungsform, und zwar von der Erstform zur Zweitform, gewissermaßen mit einem zweiten Blick (und weiteren Blicken).



der Andere mir zuwirft und mir aufbürdet, „gibt sich mir also nicht zur Beobachtung, ja nicht einmal zum Sehen“ (GS, 390). Der unsichtbare Blick, der mich trifft, gibt sich mir vielmehr „zu seiner Erduldung“ (GS, 390). Marion fügt gleich hinzu, der Andere sei – Emmanuel Levinas zufolge – mir auferlegt und der Andere zitiere mich durch sein Antlitz (vgl. GS, 390, Anm. 1). Der Andere „vollzieht [...] den Akt seines Eintreffens als gesättigtes Phänomen“ (GS, 390). Dabei verzichtet das Ich auf seine transzendente Funktion des Konstituierens und nimmt folglich die Rolle des Zeugen an. Die Ikone erlangt bei Marion schließlich die Vereinigung der drei vorausgehenden Typen gesättigter Phänomene:

Wie beim Geschichtsereignis verlangt sie nach einem Zusammentragen von Horizonten und Erzählungen [...]. Wie das Idol erhebt sie den Anspruch darauf [...], gesehen und erneut gesehen zu werden. [...] Wie der Leib [...] [affiziert] sie das *Ich* in solch tiefer Ursprünglichkeit [...], dass es seine Funktion als transzendentalen Pol verliert. (GS, 391)

Die Ikone nähert sich sogar der Selbstaffektion an. Das Feld der Phänomenalität wird dadurch erweitert, dass die Phänomene als gegebene von den Grenzen der Gegenständlichkeit und Seiendheit befreit werden und die Phänomenalität „von einem eigenen Gebiet und Privileg gesättigter Phänomene ausgeht“ (GS, 391). Auf der Basis so verstandener gesättigter Phänomene in § 23 ergibt sich das Phänomen der Offenbarung in § 24 („Sich geben, sich offenbaren“ (GS, 392ff.)).

#### 4. „Sich geben, sich offenbaren“ – Das Phänomen der Offenbarung als Maximum an Phänomenalität (GS 392–410)

In § 24 widmet sich Marion dem Verständnis der Offenbarung im engeren Sinn (GS, 392–410). Nicht alle Phänomene, mögen sie auch gesättigt sein, stellen „den gleichen Grad an Gegebenheit“ (GS, 392) dar. Deshalb ist zu fragen, ob Phänomene bekannt sind, die sich als *Maximum an Phänomenalität* geben. Schon das Aufbrechen einer solchen Frage trägt dazu bei, „eine grundlegende Bestandsaufnahme vorzunehmen“ (GS, 392). Ein solcher denkerischer Zugang könnte aber den Verdacht erhärten, dass „das Thema Gott“ (GS, 392) – illusionär – zum Vorschein kommen solle. Man stellt sich vielleicht schützend

vor die Rationalität und weigert sich gleichzeitig, die Frage nach dem Maximum an Phänomenalität zuzulassen. Ginge es darum „eine mögliche Gestalt der Phänomenologie“ (GS, 393) schlechthin zu entdecken, dann müssten zwei Forderungen erfüllt sein: 1. Es müsste in jedem Fall überhaupt um ein Phänomen gehen. 2. Das Maximum dieses Phänomens müsste in einem doppelten Sinn eine Möglichkeit bleiben, indem es a) „sich selbst ständig überschreitet“ (GS, 393) und b) nicht kausal auf innerweltliche Erfüllung zurückgeführt wird. Das aber bedeutet: „Das Maximum gesättigter Phänomenalität muss eine äußerste Möglichkeit des Phänomens bleiben – die letzte, aber gleichwohl im Sinne einer Möglichkeit“ (GS, 393).

Darin bündeln sich die vier Typen gesättigter Phänomene, „sodass es sich zugleich als Geschichtsereignis, Idol, Leib und Ikone (Antlitz) gibt“ (GS, 393). Hinzu kommt eine Art fünften Typs von Sättigung, wenn man einen zweiten Stufengrad der Sättigung, nämlich die „Sättigung der Sättigung“ (GS, 394) bedenkt. Es handelt sich somit um ein *paradoxaton* und in diesem Sinne um eine „Paradoxie zweiten Grades schlechthin“ (GS, 394).

Marion zufolge stellt sich somit die Frage, ob es eine Offenbarung in Gestalt paradoxer Paradoxie wirklich gibt. Sollte es sie geben, müsste sie sich als solche erweisen (vgl. GS, 394). Marion will die Möglichkeitsbedingungen nicht apriorisch durch Unmöglichkeiten einschränken, sondern zeigen, dass man das Offenbarungsphänomen sogar „als Möglichkeit der Unmöglichkeit“ (GS, 395) philosophisch folgendermaßen definieren kann: „Das Offenbarungsphänomen (§ 24) definiert sich also als Phänomen, das als Einziges die vier Bedeutungen gesättigter Phänomene (§ 23) in sich bündelt [...]. Wir sind *hier* – im Bereich der Phänomenologie, wo die *Möglichkeit* und *nicht die Wirklichkeit* als Norm gilt [...]“ (GS, 395; kurs. J. W.).

Die wirkliche Manifestation der Offenbarung gilt bei Marion folglich als „spezifische Angelegenheit der Offenbarungstheologie“ (GS, 395). Als Beispiel einer *möglichen Offenbarung* stellt Marion Jesus Christus vor. In ihm sieht der Phänomenologe ein Paradigma, mit dem sich die Philosophie befassen kann (wie es schon Spinoza, Kant oder Schelling getan haben). Die Manifestation Christi [gemeint ist wohl immer Jesus als der Christus/Messias] steht für ein Offenbarungsphänomen nach den vier Weisen der Sättigung, und zwar im Modus der Paradoxie. Der Entwurf einer möglichen Christologie, den Marion vorlegt, soll als konkretes Beispiel dienen, wie Phänomenologie und Theologie (hier

als Christologie) konkret gestaltet werden kann. Dies sei hier nur kurz zusammengefasst.

Der *Quantität* nach ist etwa das Phänomen Jesus von Nazaret ein völlig unvorhersehbares Ereignis, das wie ein Blitz aufleuchtet (vgl. Mt 24,27). Es handelt sich bei Jesus um ein „Ereignis schlechthin“ (GS, 397). In der Gestalt Jesu liegt aber auch die Eigenschaft einer Paradoxie der *Qualität* vor. Es geht um den Überschuss des Sichtbaren, wie etwa um das Weiß der Verklärungsgeschichte und somit um Vorgänge der Blendung und des Unerträglichen. „Unerträgliches hebt eine Wahrnehmung allgemein, d.h. jenseits der Unterscheidung von Hören und Sehen, auf, weil es aus der umfassenden Sättigung der Gestalt [Jesu] Christi herrührt. Und diese Paradoxie kulminiert in der Auferstehung selbst“ (GS, 398).

Der *Relation* nach erscheint Jesus „als absolutes, jede Relation aufhebendes Phänomen, insofern er jeden Horizont sättigt“ (GS, 399).<sup>12</sup> In diesem Zusammenhang handelt es sich bei Marion auch um eine weitere Sättigung durch die Einbeziehung des Leibes (vgl. GS, 399). Dabei bietet sich in Jesu Tod am Kreuz „die höchste Gestalt von [Jesu] Christi Sichtbarkeit dar – ‚Wahrhaftig, das war Gottes Sohn‘ (Mt 27,54)“ (GS, 399). Paradoxerweise erkennt man darin den Leib, „der sich umso mehr manifestiert, je radikaler er sich in seinem Todeskampf durch sich selbst affiziert“ (GS, 399f.). Hier gilt die Paradoxie des Leibes als Selbstaffektion (vgl. weitere Schriftargumente 399–401).

Der *Modalität* nach erscheint Jesus als unanschauliches, beobachtbares Phänomen: Er schaut mich als Ikone an und macht mich zu seinen Zeugen. „Demnach gilt: Das gesättigte Phänomen rührt effektiv aus dem Gegenblick des Anderen (Christus) her [...]“ (GS, 401).

Marion fasst folgendermaßen zusammen: „Gesättigte Phänomene kommen also in der Paradoxie vom Typ der Offenbarung auf ihren Höhepunkt, insofern sich in ihr zugleich ein Ereignis, ein Idol, ein Leib und eine Ikone bündeln, wofür die Gestalt Christi eine Möglichkeit darstellt“ (GS, 403).

<sup>12</sup> Hier ist allerdings darauf zu achten, dass Jesus nicht außerhalb des Judentums oder ohne dieses verstanden wird, als sei die vorausgehende Offenbarungsgeschichte der vorchristlichen Bibel für ihn nicht relevant. Jesu Einzigartigkeit ist vielmehr gerade darin zu sehen, dass er sich – nach neuerer Sicht der Forschung – gerade aus den jüdischen Offenbarungsquellen her verstanden hat.

## 5. Schlussbemerkungen

Über die Einordnung Jesu in das Kategorienschema lässt sich philosophisch und vor allem auch theologisch sehr wohl streiten. Darüber wird der Diskurs gewiss nicht beendet sein. Was die philosophische Einordnung betrifft, ist die Fachphilosophie selbst herausgefordert. Was die theologischen Textbeispiele betrifft, liegen bekanntlich ganze Bibliotheken von Bibelkommentaren, theologischen Lehrbüchern und verbindlichen Lehrtexten vor, auf die ich hier nicht eingehen kann. Dies verlangt deshalb die Probe aufs Exempel, die sich bei Marion (wie schon bei Levinas) auf die biblischen Texte bezieht, wobei bei Marion das Erste Testament eher schweigt, bei Levinas aber im Zentrum steht. Ich meine sogar, dass die Figur „Ein Gott Mensch?“ von Levinas bei Marion eine größere Aufmerksamkeit als Offenbarungsphänomen verdient hätte. Als Phänomenologe hält Marion mit Recht fest, dass sich die besprochenen Offenbarungsphänomene weder der Evidenz bei Descartes, noch dem Geoffenbartsein des Begriffs bei Hegel, noch dem Ereignis bei Heidegger verdanken (vgl. GS, § 24, 403–407). Ein anderer Einwand, der die Beschreibung eines Offenbarungsphänomens der apophatischen (d.h. negativ-theologischen) Tradition betrifft, wonach Gott nur als Unbekannter bekannt sein kann, verdient mit Recht große Beachtung (vgl. GS, 405). Marion erinnert hier ja mit Recht an den ikonischen Gegenblick, der streng genommen nicht gesehen werden kann. Das Unsichtbare des Blickes des Anderen bleibt mir entzogen. Die gleiche Paradoxie zeigt sich auch am Geschichtsereignis, am Gemälde (Idol) und an der Leiblichkeit. „Es gibt hier eigentlich nichts zu sehen, wenn diese sich als solche geben. [...] Im Ausgang von Gegenständlichkeit kann und muss man also durchaus – und völlig widerspruchsfrei – sagen, dass gesättigte Phänomene nichts zu sehen geben“ (GS, 406).<sup>15</sup>

Es gehört zu Jean-Luc Marions Grundüberzeugungen, dass sich eine Theologie der Offenbarung – als nochmalige Steigerung des saturierten Phänomens – von einer theologisch gedeuteten *metaphysica specialis* grundlegend unterscheide. Zugleich besteht er darauf, dass die Phänomenologie selbst keine theologische Wende genommen hat.

---

<sup>15</sup> Vgl. die späteren Werke: Jean-Luc Marion, *De surcroît. Études sur les phénomènes saturés* (Paris: PUF, 2001); vgl. Jean-Luc Marion, *Das Erscheinen des Unsichtbaren. Fragen zur Phänomenalität der Offenbarung* (Freiburg, Basel, Wien: Herder, 2018).

Es gehe bei der Offenbarung im strengen Sinn um ein *id quo nihil manifestius donari potest*, wie es in *Étant donné* (339) in deutlicher Anspielung auf Anselm von Canterbury heißt. Offenbarung erweist sich als Paradoxie der Paradoxie und lässt sich nicht auf die Ja-Nein-Logik begrenzen. Sie gibt vielmehr der Mystik Raum. Wer sich der Mühe unterzieht, das Werk Marions mit großer Geduld zu studieren, wird für beide Disziplinen in hohem Maß belehrt sein.

*Katholisch-Theologische Fakultät  
Universität Bonn  
Rabinstr. 8  
53111 Bonn  
Germany  
E-mail: j.wohlmuth@uni-bonn.de*